

Grit Lemke



KINDER

suhrkamp nova

VON HOY

Freiheit, Glück und Terror

Grit Lemke



KINDER

suhrkamp nova

VON HOY

Freiheit, Glück und Terror

Grit Lemke

Kinder von Hoy

Freiheit, Glück und Terror

Suhrkamp

Zwei Dinge erfüllen das Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt: der bestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir.

Immanuel Kant, *Kritik der praktischen Vernunft*

Inhalt

Cover

Titel

Motto

Inhalt

Prolog

I

Michel in den weißen Bergen

Kittelschürze. Mütter und Väter

Wer möchte nicht im Leben bleiben

Erster, zweiter, dritter Durchgang

Kanimambo Frelimo. Die Mauer

Buden bauen und Automaten

Die Reihen der Erwachsenen

II

Country Roads, Take Me Home

Wir heißen alle Torsten. Schichtbrot

Druckbetankung

Unterwegs

Kraniche

The Place I Belong

III

Die Avantgarde ergibt sich, aber sie stirbt nicht

Hinter'n Vorhang

Hippie-Brigade

Underground im Kinderzimmer

Drei Meter breit, zwei Meter hoch. Bücher

Blasse Blume

Bunte Rohre

Schulhof, Laden, Bums

Distanzieren Sie sich von Dada!

Plattenhasche. Eh's verboten wird – weg!

Der Tunnel: Stop. Making. Sense

Gaswerk

Um fünfzehn Uhr verhaftet. Wendeschleife

IV

Saxen macht mal Faxen. Anarchie

Bumm bumm. Nachrichten aus der Schrankwand

Die Entdeckung der Gallone

Ladanier aller Länder, vereinigt euch!

Ohne Schuhe

Gegen alles. Links und rechts

V

Die mit den Wolfsaugen. Havarie

Zwanzig Pfennige

Wolfgang und so weiter. Jagd

Antilopen

VI

Kampfübungen

Pflastersteine

Fuß inner Tür. Zecken

Unterm Bus

VII

Kippen

Flugzeug

Aufsichtspflicht

Haus am Markt. Gesellschaft

Ich male alles grau

Das geht so ni. Grundbruch

Epilog

Danksagung

Die Personen

Literaturverzeichnis

Zitatnachweise

Informationen zum Buch

Impressum

Hinweise zum eBook

Prolog

Nullte Stunde, Montagmorgen, Planetarium. Die haben sie extra für uns erfunden. Es gibt einfach zu viele Kinder in dieser Stadt. Man hat sie eigens für junge Arbeitskräfte errichtet, und wider Erwarten produzieren sie nicht nur *Kohle, Gas und Energie, Schwarze Pumpe liefert sie* im Akkord. Mit gleichem Fleiß machen sie Hoyerswerda zur kinderreichsten Stadt des Landes. So viele Schulen sie auch bauen – immer, wenn sie die nächste feierlich eröffnen, wird sie schon wieder zu klein sein. Die Zahl der Kinder steigt schneller, als sich die Kräne drehen. Ein ewiges Hase-und-Igel-Spiel. Da hilft nur List.

Für uns Kinder haben sie zuerst den Schichtunterricht erfunden. Kein Problem für Kinder von Bergarbeitern, leben doch auch wir im Rhythmus von Früh-, Spät- und Nachtschicht, die sich zur *rollenden Woche* vereinen. Schon bald gehen wir als Früh- oder Spätschicht zur Schule. So kehrt nur für wenige Stunden Ruhe in den Klassenräumen und auf den langen Schulfluren ein.

Selbst das aber scheint undenkbar an einem Ort, wo auch die Kohlebänder ohne Unterlass rollen. Und so hat man der Nacht noch ein Stück genommen und es an die Frühschicht rangepappt, die nun noch früher beginnt: *nullte Stunde*. *Um sieme* gilt hier als Ausschlafen, bringen doch die Schichtbusse der *ersten Welle* kurz vor fünf schon Arbeiter ins Gaskombinat, nach *Pumpe*.

Deshalb stehen wir jeden Montagmorgen müde im Planetarium. Gleich wird das Licht gnädig verlöschen, und Herr Scholze im blauen Kittel wird den knarrenden Mechanismus der Sternwarte in Bewegung setzen. Zuvor aber gilt es, den Tag mit einem Lied zu beginnen.

Weil wir in einer Stadt leben, wo man alles effektiviert, singen wir jeden Morgen dasselbe: *Freude schöner Götterfunken, Tochter aus Elysium, wir betreten feuertrunken, Himmlische, dein Heiligtum*. Unser Heiligtum, das

Planetarium, wurde für uns Kinder errichtet – im sechsten *Wohnkomplex*. Jeder hier sagt dazu nur *Weka sechs* oder schreibt »WK VI«. Als würden die römischen Zahlen dem, was woanders »Stadtviertel« hieße, mehr Gewicht verleihen.

Zahlen sind hier wichtig, denn auf WK VI folgen schon bald Nummer VII und VIII. Erst bei X wird das stetige Wachstum der Stadt wider Erwarten ein jähes Ende finden. Aber das ahnen wir noch nicht, und es wäre uns auch egal an diesem Montagmorgen. Wir wollen uns nur setzen dürfen, zur *Stunde der toten Augen*. Denn dann öffnet sich der bestirnte Himmel über uns.

Die Sternwarte ist in den Sechzigern errichtet worden – für uns, die Kinder der neuen Stadt. Auf Bildern sieht man, wie die ersten Bewohner mit Fleiß und nach Feierabend bei der Sache sind. 680 Einwohner der Stadt errichten es in 24 000 Stunden, wird später in der Zeitung stehen. Die Frauen tragen Kopftuch. Die Kinder Baumwolltrainingshosen, deren Bund knapp über der Brust sitzt, weil man den stets ausgeleierten Gummi vorn raus- und über den Kopf ziehen muss (*so passt'se gut, nur untern Achseln drückt'se bissl*). Man sieht, wie sie Ziegel weiterreichen von Hand zu Hand und Mörteleimer auf das Gerüst schleppen. In karierten Hemden die Männer, verwegene Hüte auf den Köpfen. Wie sie die Kellen schwingen, wie das runde Gebäude Stück für Stück wächst. Ungeheuerlich in unserer sonst so quadratischen Stadt, die doch als erste der Welt aus vorgefertigten Elementen montiert wird (»Wo ein Bauhaus ist, da lass dich ruhig nieder. Böse Menschen haben keine Quadrate«, werden wir viel später dichten). Ganz altmodisch, Stein für Stein von Hand gemauert, wuchs das Haus, das uns doch einmal in die Zukunft katapultieren sollte.

Auf der Suche nach Zukunft waren auch die, die in den Fünfzigern hierherkamen, um das neue Hoyerswerda zu bauen. Maurer und Zimmerleute, auch ungelernete Bauhelfer. Die einfach auf der Suche waren nach einer Arbeit und einem Dach überm Kopf. Viele von ihnen hatte man woanders rausgeschmissen, oder sie kamen aus dem Knast. Glücksucher und Goldgräber. Heimatlose, für die es sonst auf der Welt keinen Platz gab. Man hatte sie gerufen, um hier – mitten in der Kiefernheide – ein

riesiges neues Werk und eine Stadt für die Arbeiter zu bauen. Eine »sozialistische Wohnstadt« sollte es werden.

Als die Erbauer ankamen, war Hoyerswerda noch eine verschlafene Kleinstadt inmitten sorbischer Dörfer. An ihrem Rand hatten sie eilig ein paar Baracken zusammengezimmert. Dort hausten sie zu mehreren in kleinen Räumen mit Doppelstockbetten, im ewigen Gedudel der Radios und im Lärm vom Gang durch die dünnen Bretterwände.

Von jetzt ab zählte alles in großen Einheiten: »1000-Mann-Lager« hieß ihre erste Unterkunft. Auch die war bald zu klein, und mitten im Wald entstand die nächste, »Wohnlager I«. Deren Name bald schon geändert wurde in: »Wohnstadt Frohe Zukunft«. Anfangs nicht mehr als ein Versprechen. Mit ihm beginnt unsere Geschichte.

Denn nichts weniger als eine frohe Zukunft verhieß das neu erbaute Gaskombinat »Schwarze Pumpe«, das alle schon bald nur *Pumpe* nannten. Arbeit sollte es hier geben und Wohnungen dazu. Den Bauarbeitern folgten jene Scharen junger Leute von überall aus dem ganzen kleinen Land, und sie schickten sich an, »Berg- und Energiearbeiter« zu werden. Massen ungelernter Arbeitskräfte, die generalstabsmäßig ausgebildet wurden zu Maschinisten, die man schon bald nur *Maschis* nannte. Sie würden hier Familien gründen oder ihre Kinder – die sie in ihren Dörfern zurückgelassen hatten – in die neue Stadt holen.

»31. August 1955« steht nun auf einem verwitterten Schild, das an die Grundsteinlegung der neuen Stadt erinnert. Dabei entstanden die ersten Häuser der neuen Stadt am Rand der alten, wie zur Probe. Die eigentliche Neustadt aber begann mit dem Bau von WK I – auf der anderen Seite des träge fließenden Flüsschens namens Schwarze Elster, das Hoyerswerda einst begrenzt hatte. Und das fortan Alt- und Neustadt nicht verbinden, sondern auf ewig trennen würde. Auf der einen Seite die Alteingesessenen, die seit Generationen in Hoyerswerda wohnten und oft kleine Handwerksbetriebe geführt hatten. Nie würden diese Alteingesessenen die Neustadt betreten. Auf der anderen Seite des

Flüsschens: die Horden der Neuankömmlinge, die die Altstadt gern besuchen, aber nie als etwas Eigenes empfinden würden.

Die neue Stadt sollte schön werden, und so glich anfangs kein Gebäude in ihr dem anderen. Schmiedeeiserne Gitter zierten die Fensterbrüstungen der ersten Häuser, Sgraffitos oder Mosaike die Portale und Fassaden. Sie zeigten Blätter, Blumen und Ornamente, Vögel und Fische in filigranen Posen. Aber so schön die Häuser auch waren, dienten sie zu Beginn doch schnöde als Wohnheime. Denn das Kombinat wuchs schneller als die Stadt, und es brauchte Arbeitskräfte. Die teilten sich die ersten Wohnungen und warteten auf eigene. *Zwischenbelegung* hießen deshalb die ersten Häuser – ein Wort, das sich unauslöschlich und über Generationen ins Gedächtnis der Stadt einschreiben würde. Es bezeichnete nicht nur ein Ausweichquartier und eine Übergangslösung, sondern würde auf ewig mit dem Odem des Abenteuers verbunden sein. Der Sound der *Zwischenbelegung* – wie wir Nachgeborenen ihn uns vorstellten – war das Grölen der Besoffenen, wenn sie die Treppe vom Eingang des Bahnhofseck herabstolperten. *Sieben Stufen* würde die Kneipe noch Jahrzehnte später bei uns heißen. Und bis in unsere Kindheit würden die Erzählungen und Legenden aus der Zeit der *Zwischenbelegung* schwappen.

WK um WK war die neue Stadt gewachsen, von WK I bis WK X. Die ersten Erbauer, die wilden Habenichtse und Halsabschneider, waren irgendwann weitergezogen. Die, die gekommen waren, um in *Pumpe* zu arbeiten, waren geblieben: unsere Eltern. Sie wollten ihren Kindern alles geben. Die Wärme, die sie im Kraftwerk erzeugten. Die afrikanische Savanne, die sie in engen Tierparkgehegen in die Stadt holten. Und das Universum. Ihre Kinder sollten die Sterne sehen. Sie sollten nicht eines Tages *erste, zweite, dritte Welle* nach *Pumpe* fahren, sondern vom sowjetischen Sternenstädtchen Baikonur aus geradewegs zum Mond. Alles schien möglich zu sein: Strom aus Kohle machen, eine Stadt aus dem Heideboden stampfen und die Sterne in die Stadt holen.

Das Planetarium hatten sie direkt neben eine Schule gebaut. Wir, ihre Kinder, sollten nicht einfach lesen und schreiben lernen, addieren und

subtrahieren, nicht nur wissen, wie Pantoffeltierchen sich vermehren, wie Wolken entstehen oder wie man auf Russisch *Nina Nina tam kartina* buchstabiert. Wir sollten die Mendel'schen Gesetze erkunden und lernen, warum ebenso gesetzmäßig der Sozialismus siegt. Und das Universum sollte vor Ort sein, stets griffbereit, uns zu Diensten: *nullte Stunde*.

Damit wir das nie vergessen, hatten sie die Straßen im Umkreis des Planetariums nach den Eroberern des Alls benannt: Ziolkowski, Lilienthal, Gagarin. Jeder Versuch allerdings, dem Volksmund die Bezeichnung »Kosmonautenviertel« statt WK VI aufzudrücken, war zum Scheitern verurteilt. Ebenso wie niemand die Namen »Musikerviertel« oder »Ärzteviertel« benutzte – vielleicht, weil das Viertel, in dem alle Straßen nach erschossenen Grenzsoldaten benannt waren, ja auch einfach »WK VIII« hieß.

Die Welt, in der wir an diesem Montagmorgen »Freude schöner Götterfunken« singen, ist schlüssig in Komplexe geordnet. In der Mitte von jedem Wohnkomplex befindet sich der *Nahversorgungskomplex*, mit Kaufhalle, Gaststätte und Dienstleistungen. Im WK VI gehört zur *Nahversorgung* der Intershop – direkt neben dem Planetarium; ein komplexer Blick in unsere Zukunft, die uns einerseits ins All führen soll, andererseits in den Kommunismus – wenn alle alles haben, wie es schon bald der Fall sein wird.

Vorerst brauchen wir noch *Westgeld*, um eine Runde durch den *Shop* zu drehen, in dem es gut riecht und alles immer gibt. Wenn wir uns mit Tintenkillern und Wrigley's Spearmint eingedeckt haben, befinden wir uns wieder in der Gegenwart und in Hoy. Die Tereschkowastraße ist noch da, so wie die Kaufhalle *Waren täglicher Bedarf* und die *Komplexannahmestelle* des VEB Schwanenweiß, wo die Wäsche des gesamten WK vom Volkseigenen Betrieb dreckig in Empfang genommen und eine Woche später *schwanenweiß* und in eckige Pakete verschnürt wieder ausgeteilt wird. Die Wohngebietsgaststätte Libelle sieht haargenau so aus wie alle anderen ihrer Art. In die Weinstube Csárdás führen die Kumpel am Wochenende ihre frisch ondulierten Frauen und spendieren

eine Flasche Lindenblättrigen oder gar, falls vorhanden, Rosenthaler Kadarka. Die Sonnenuhr auf dem Platz davor, gefertigt von der »KPG Neue Form«, ist noch da, so wie die Springbrunnen und die Wand mit den Keramiktellern. Auf denen sind die gleichen Sternzeichen abgebildet wie am sich dahinter befindlichen Planetarium – obwohl wir an Sternzeichen natürlich nicht glauben.

Wir glauben daran, dass die Schichtbusse weiter nach *Pumpe* und zurück in die Stadt rollen. In einem ewigen Kreislauf, wie die Gestirne. *Erste, zweete, dritte Welle*. Mit etwas Glück werden wir eines Tages nicht darin sitzen.

I

Michel in den weißen Bergen

Kittelschürze. Mütter und Väter

Pfeffi Die ham uns alle beneidet, meinen Bruder und mich: Wo zieht ihr hin? Nach Hoyerswerda? Oooh, da möchten'ma ooch hin. Da gibt's ja nich'ma Schornsteine auf den Häusern!

Anfang der Siebziger stehen wir Kinder das erste Mal vor den neuen Häusern, die unsere Eltern bereits bezogen haben. An den Eingangstüren glänzen Klingelschilder voller Namen. Unzählige sind es bei den Hochhäusern, scheint uns. Wie Besucher stehen wir davor. Alles hier ist neu. Da, wo wir herkommen, sind neue Sachen – so wie die *gute Stube*, die nur sonntags und nie im Alltag benutzt wird – *für inne Stadt, für gut*. Deshalb hat man uns *angescheuselt*. Mit unseren *guten Sachen* stehen wir vor den Häusern, die schon bald nicht mehr *für gut* sein werden.

Denn es wird sich herausstellen, dass man in Hoy genauso ausgeleierte *Trenningshosen* trägt wie auf unserem Dorf in der *Heede*. Der *gute* Mantel, das *orntliche Hemde* und die weißen Strumpfhosen sind die Uniform, die die Hoyerswerdschen am Sonntagnachmittag anlegen, wenn sie in Familienformation – sehen und gesehen werden! – *eene Runde* durchs WK drehen. Und auch hier geht man *inne Stadt*, wie wir schon bald wissen werden.

Inne Stadt wird für uns immer die Altstadt von Hoy – wie Hoyerswerda irgendwann von allen genannt wird – meinen. Nie aber unsere Neubauten auf der anderen Seite des Flusses, in denen wir nun staunend ein ums andere Mal den Wasserhahn aufdrehen und die Klospülung ziehen. Bis wir uns daran gewöhnt haben, dass wir *off Klo* nicht mehr über den Hof müssen und dass warmes Wasser aus der Wand kommt. Das Messing der Klingelschilder ist bald schon stumpf, und ihre Oberfläche zerkratzt.

Die neue Stadt ist also nicht mehr *für gut*, und *inne Stadt* geht man in die Altstadt. Sie hat enge Gassen und Kopfsteinpflaster. In kleinen Bäcker- und Fleischerläden stehen Verkäuferinnen hinter hohen Tresen. Auf ihren toupierten Ponys thronen weiße Spitzenborten. Jede Ware holen sie einzeln aus dem Regal hinter sich – so, wie wir es vom Konsum auf unseren Heimatdörfern kennen.

In der Neustadt geht man in die *Koofhalle* – ein neues Wort! In jedem WK gibt es eine. Die Waren werden nicht mehr einzeln von einer Frau Droger über die Theke gereicht. Nein, man spaziert entlang von Regalen voller Dinge, nach denen man nur zu greifen braucht! So sieht sie also aus, die neue Zeit.

Die Neustadt füllt sich erst nach und nach mit Kindern. Anfangs haben unsere Eltern uns in den Dörfern oder kleinen Orten zurückgelassen, aus deren Enge sie aufgebrochen waren. Nun laufen sie aber trotzdem täglich an spielenden Kindern vorbei, denn im gleichen Tempo wie die WKS gebaut werden, entstehen in der Neustadt Kunstwerke. Stetig werden es mehr Skulpturen, Reliefs und Wandbilder, und oft tanzen darauf Kinder im Reigen oder sitzen auf dem Schoß ihrer Mutter. Sie sind wie die Raketen, aus denen Kosmonauten winken, auf den Mosaiken: ein Versprechen.

Röhli Ich war bei meinen Großeltern. Das war zu der Zeit normal. Wo ich drei Jahre alt war, ham meine Eltern die erste Wohnung in Hoyerswerda gekriegt. Das war auch nich ideal, weil, dann kam ich inne Wochenkrippe und war nur am Wochenende zu Hause.

Yvonne Die Woche über war ich bei meiner Oma. Das war die »Mama«, und meine Mutter war die »Anna«. Ich kann mich sogar noch erinnern, als ich drei Jahre war und von dort wegmusste. Dass ich geheult hab. Weg von meiner Mama, zur Anna!

Hausi Meine Oma war die »Mama«. Meine Mutter war die »Mutti«. Aber die war halt viel unterwegs und arbeiten – dann war ich bei der Frau Kuhlee unter uns. Und dadurch, dass deren Kinder immer »Mami« gesagt haben, war das irgendwann für mich und meine Schwester die

Mami – und das war'se bis zum Schluss. Also ich hatte drei Mütter: Mami, Mama und Mutti.

Irgendwann holen unsere Eltern uns alle nach. Und sobald wir angekommen sind, lernen wir: Hier gilt ein allumfassendes, gemeinsames Sorgerecht. Das Hochhaus ist jetzt unser Dorf. Zehn Stockwerke, drei Eingänge, davor ein Traföhäuschen mit Spielplatz und Äonen von Wäschestangen. Die Reihen der Wäscheleinen sind seit Generationen und auf ewig eingeteilt. Hunderte Augenpaare wachen darüber Tag und Nacht aus den Fenstern. In einer Stadt voller Schichtarbeiter ist immer jemand *heeme*.

Röhli Die Wäschestangen ... Was'de aus denen alles gemacht hast! Es gab natürlich ewigen Streit, weil: Keener konnte dort seine Wäsche aufhängen! Die Wohngebiete waren ja voll mit Kindern. Es klingelte immer jemand: »Kommste runter?«

Yvonne Alle sind da gemeinsam hingezogen. Die Kinder waren alle ungefähr im gleichen Alter. Und auch im Haus – jeder kannte jeden. Ich hab in jeder Badewanne mal gebadet.

Allzu häufig sehen wir unsere Eltern nicht, denn sie arbeiten den ganzen Tag. Aber das Gute ist: In Hoy kann niemand verloren gehen. Gelegentlichen Fluchtversuchen begegnet die Hausgemeinschaft, indem sie gemeinsam WK für WK systematisch durchkämmt. Die Ausreißer werden triumphal in den Schoß des Kollektivs zurückgeführt. Wenn ein Kind am Abend nicht gefunden ist, verkünden grüne *Toniwagen* über scheppernde Lautsprecher die Botschaft. Daraufhin durchstreifen die Lichter der Taschenlampen die Wildnis, die sich vor jedem WK ausbreitet. Vom Fenster in der neunten Etage sieht es aus, als wären hunderte Glühwürmchen freigelassen worden. Die gesammelte Kraft spürt jeden Delinquenten auf. Von hier gibt es kein Entrinnen.

In den Häusern herrschen die Mütter – zumindest jene, die gerade nicht *off Orbeet* sind. Sie bevölkern auch das Elternaktiv, Hausgemeinschafts-

und Betriebsgewerkschaftsleitungen, Plankommissionen, Festausschüsse und Wohngebietskomitees. Väter sind *Winterkämpfer* und *Kampfgruppenkommandeure*, vor allem aber: nicht anwesend. Ihr Lebensraum außerhalb des Betriebs ist die Garage. Am Rande jedes wks haben sie sich zu Garagengemeinschaften zusammengeschlossen. Andere Städte haben Stadtmauern, bei uns begrenzen *Garagenkomplexe* die Stadt in alle Richtungen. Sie sind Bollwerke gegen den Autodieb, den Klassenfeind, die Frau. Ein Mann auf dem Klappfahrrad – wichtigstes Utensil! – ist unzweifelhaft unterwegs zur Garage, um das Auto zu besuchen.

Röhli Das Auto war für gut. Dafür war das Benzin zu teuer und das Auto zu wertvoll, als dass man Ausflüge macht und das nur für'n Spaß benutzt!

In den Garagen werden sie ausgehandelt: die legendären Tauschringe, die unsere Stadt überziehen wie ein unsichtbares Geflecht. Von der Zündkerze bis zur Wohnung gibt es hier alles. Was die Väter in der Garage tun, üben wir im Hausflur.

Röhli Traditionsgemäß wurde auf der Treppe gekaupelt, da hat man das Zeug ausgepackt – egal, ob Leute hoch- oder runterwollten. Mosaikhefte gegen Eisenautos. Das waren keene Matchbox, das waren Eisenautos! Eenmal hab ich zwölf Kaugummibilder gegen eins getauscht. Das hatte zwar keene Räder mehr, aber es war wirklich 'n Eisenauto. Und es kamen immer so Gerüchte auf: Es gibt jemanden in WK acht, der hat »Mosaik« Nummer fünf! Oh!

Wichtig beim *Kaupeln*: Nicht erwischen lassen von der Kittelschürze! Mit ihr haben unsere Mütter nicht unbedingt das bessere Statussymbol abbekommen. Aber sie müssen nicht jahrelang darauf warten, sondern können es jederzeit im CENTRUM-Warenhaus *koofen*. Man muss es nicht hegen und pflegen, und es ist egal, wer das schönste hat. Für derlei *Kokolores* fehlt den Müttern die Zeit. Früh schmieren sie Berge von

Stullen, setzen Mützen auf, kneten Schals um Kinderhäse, verteilen Küsse und *eene hinter die Löffel*. Dann *pesen* sie zum Schichtbus, *dritte Welle*. Nachmittags *inne Koofhalle*, Küche, Wäsche, Hausaufgaben. *Ausziehn*, *Waschen*, *Bette*. Abends müssen die Erwachsenen lernen, wie das geht mit *Kohle Gas und Energie*. Auf den Wohnzimmertischen erscheinen Berge von Büchern, hinter denen unsere Eltern verschwinden.

Claudia Man hat die Eltern nich so viel gesehen. Meine Mutter ist früh ausm Haus gegangen, dann bin ich offgestanden. Abends wurde vielleicht mal zusammen eingekauft. Abendbrot essen – und dann hat meine Mutter gearbeitet. Meine Eltern sind beide sehr intelligent, aber kamen aus ganz kleinen Verhältnissen. Und hatten eben die Chance, etwas zu werden. Deshalb waren sie der DDR extrem dankbar. Meine Mutter hat sich mit viel Fleiß wirklich hochgearbeitet. Am Ende war sie in der Brikettfabrik Direktor für Ökonomie. Sie hatte immer das Gefühl, sie muss doppelt so viel arbeiten wie ein Mann. Und die hatte nie viel Zeit. Das war eher so: Dreimal Sex gehabt – drei Kinder. Aber es wurde ooch nich gejammert, dass man die Kinder hatte. Wir waren halt da. Ich würde ooch nich sagen, dass wir gestört haben. Aber man musste sich schon manchmal einreden, dass'se eenen lieb haben.

Yvonne Meine Mutter hat immer gesagt: »Wenn's die Pille schon gegeben hätte, hätt'ich keene Kinder gekriegt.« Die kommen aus dem Weltkrieg. Das war'ne Angstgeneration, die waren froh, wenn'se sich durchgewurschtelt haben.

Schudi Dieses behütete Helikopter-Ding von heute war es mit Sicherheit nicht. Es war ein sehr viel weitläufigeres Behütet-Sein, mit vielen unterschiedlichen Menschen. Kinderkrippenerzieherinnen und Kindergärtnerinnen. Der Spielplatz. Die Nachbarn. Der Block, der Wohnkomplex, der Schulweg. Keine Sorge der Eltern, dass man über die Straße gehen muss. Sehr viel Vertrauen aller Erwachsenen in die Dinge, die da kommen – und in die Kinder. Ich bin schon zum Kindergarten alleine gegangen.

Das Vertrauen in die Welt beginnt mit der Kittelschürze. Die Uniform der Mütter ist dezent in sich gemustert, mit Karos oder Rosen, ärmellos und aus Dederon, das sich elektrisch auflädt und im Sommer knisternd am Körper klebt. Was egal ist, denn in Kittelschürze ist man unter sich. Das Wichtigste an der Kittelschürze sind die Taschen. Darin befindet sich alles, was der Mensch braucht: zerknüllte Taschentücher, Bleistiftstummel, halb vollgekritzelte Zettelchen, Konsummarken, verklebte *Bongse* und angelutschte Lollis, Wäscheklammern, Sicherheitsnadeln, Kleingeld. Was auch immer herumliegt, wandert in die unergründlichen Tiefen der Kittelschürzentasche. In Wahrheit ist sie es, und nicht die Hausgemeinschaftsleitung, die unsere Gemeinschaft vor Unordnung und Chaos bewahrt. Zudem kann die Kittelschürzenträgerin jederzeit schnell in die *Koofhalle* springen. In ihrer Tasche findet sie mit Sicherheit ein paar Markstücke und ein winziges, aber endlos dehnbare Silastik-Mininetz. Mit dem trägt sie geschwind fünf Kilo Kartoffeln nach Hause.

E i n e Kittelschürze ist a l l e Kittelschürzen. Hat man etwas ausgefressen, geht man besser jeder aus dem Weg. Hat man ein aufgeschlagenes Knie oder eine Rotznase, kann man sich an jede wenden. Was meist nicht nötig ist, steht doch der Wäscheplatz unter permanenter Kittelschürzenüberwachung von der Fensterfront. Nähert sich eine Schürze persönlich, ist Gefahr im Verzug.

Normalerweise werden Kinder, sobald sie laufen können, der Obhut älterer Geschwister oder Nachbarskinder übergeben. Die Aufsichtsfunktion der Erziehungsberechtigten beschränkt sich auf ein markiges *Runta da!*, wenn man aufs Trafohäuschen klettert, oder ein freundschaftliches *Ich wer' dir Beene machen!* Nie kämen sie auf die Idee, sich zu uns in den Sandkasten zu hocken. Ihr *Ich mach glei' mit, Freundin* ist rein rhetorisch. Ein schlechtes Gewissen, weil sie nicht da sind, kennen unsere Mütter nicht. Wenn sie wegmüssen, hängen sie die Schürze in den weißen Einbauschränk, der sich in allen Wohnungen gleich neben der Tür befindet, und fertig. Sie sind abwesend und doch da. Im Flurschränk riecht es nach unseren Müttern. Stets finden wir darin Taschentücher, Trost und Sicherheit.

Wer möchte nicht im Leben bleiben

Frau Kraatz hat den Text ihres Lieblingslieds fünfunddreißig Mal aufgeschrieben. Jedes Kind in unserer Klasse bekommt so ein Blatt. Darauf legen wir Transparentpapier. Mit wackliger Hand und klecksendem Füller ziehen wir die exakt geschwungenen Bögen ihrer Schönschrift nach:

Wer möchte nicht im Leben bleiben, / die Sonne und den Mond besehn, / mit Winden sich umherzutreiben / und an Wassern still zu stehn.

In Wahrheit stehen wir selten still – noch nicht einmal, wenn beim Fahnenappell der Befehl dazu ertönt. Nur für das Klassenfoto am ersten Schultag glückt es Frau Kraatz, dass wir für einen Moment alle in Richtung unserer versammelten Familien sehen. Am Morgen hat sich deren Strom aus den umliegenden Hauseingängen Richtung Schule ergossen. Schulanfang ist ein Festtag in Hoy, fast so wichtig wie der »Tag des Bergmanns«, der 1. Mai oder Weihnachten. Die Männer legen den guten Anzug an, die Frauen das großgeblümete Sonntagskleid mit Perlenkette. Uns Schulanfänger steckt man in kurze Hosen und frisch gebügelte Hemden oder kratzende Silastik-Kleidchen samt weißer Kniestrümpfe und Lackschuhe. Dabei verschwinden wir doch sowieso hinter den riesigen Zuckertüten, die wir kaum tragen können.

Argwöhnisch begutachtet von den anderen Familien: *Hat eener 'ne größere wie wir?*

Es soll das einzige Mal bleiben, dass jemand uns zur Schule und zurück bringt. Unsere Stadt ist so gebaut, dass man förmlich aus jedem Hauseingang in die nächste Schule fällt. Kein Kind muss eine große Straße überqueren, sehr zum Leidwesen der Schülerlotsen mit den schneeweißen

Käppis. Kein Auto, das sie stoppen müssten, um die Schulanfänger passieren zu lassen – hier fahren alle Bus, *mit'n Rod* oder *loofen*. Der allmorgendliche Strom von Kindern nimmt allerdings nie den vorgeschriebenen Weg um die Schule herum. Hunderte Füße trampeln den Maschendraht, der den Schulhof zu den Häusern hin abgrenzt, nieder. Jahr für Jahr wird der Hausmeister den Zaun in den Ferien aufrichten und flicken, Jahr für Jahr werden wir ihn wieder bezwingen. Vor Grenzen hat keinen Respekt, wer in Hoy zur Schule geht.

Nun aber schiebt uns Frau Kraatz – für den Schulanfang fein gemacht im Minikleid und mit hochtoupiertem Dutt – mit weit geöffneten Armen so weit zusammen, dass wir auf das Klassenfoto passen. Die meisten Kinder, zwischen denen wir hier stehen (während wir überprüfen, ob eins der Mädchen etwa größere Propellerschleifen an den Zöpfen hat), werden noch auf dem Abschlussbild der zehnten Klasse mit uns zu sehen sein. Dann werden wir nicht nur ihre Namen, sondern auch die ihrer Geschwister, Tanten und Onkels kennen. Wir werden wissen, von wo die Eltern nach Hoy gekommen sind, werden an den Familientischen gesessen, Geburtstage, Silvester und Urlaube zusammen gefeiert haben. Jetzt aber schiebt uns Frau Kraatz in den Klassenraum und wird uns gleich nachsprechen lassen:

Wir wollen lernen, / wir wollen studieren / das Einmaleins und das Buchstabieren. / Dann werden wir schlaue und fleißige Leute. / Wann fangen wir an? Morgen? / Nein, heute!

Gern würden wir heute anfangen, aber die Schulen werden erst morgen fertig gebaut sein. In unserer steigen wir anfangs über Bretter, der Beton riecht muffig feucht wie der in unseren gerade bezogenen Häusern, und auf dem Schulhof liegen zu unserer Freude vergessene Kieshaufen. Noch in der Nacht vor dem ersten Schultag haben die Lehrer Bänke und Stühle in die Räume getragen.

Auf den Schulkorridoren stapeln sich weitere Möbel, geliefert für Schulen, die noch gar nicht gebaut sind. Dummerweise wurden auch wir Kinder schon geliefert, und so quetschen sich in der ersten Schulstunde über vierzig von uns in den Raum. Wenn alle ganz still auf ihren Plätzen